

Ein Buch zur aktuellen Kampfhunde-Debatte

Das Pitbull-Syndrom

Die so genannte Kampfhunde-Debatte verursacht Verunsicherung und bedroht den Fortbestand der Jahrtausende alten Freundschaft zwischen Mensch und Hund. Das Buch beleuchtet das Phänomen aus allen Blickwinkeln: soziale, geschichtliche, kynologische, psychologische, statistische Fakten und Hintergründe werden erläutert.



Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung

2. Im Einsatz seit Menschengedenken

Der Pitbull und seine Urahnen

Andere Rassen im Fokus

3. Gibt es gefährliche Hunderassen?

Sechs mildernde Umstände beim Pitbull

Soziales Umfeld

4. Hunderassen am Pranger: früher und heute

Lernen aus der Geschichte

Chronologie der aktuellen Kampfhunde-Debatte

5. Die Angst geht um

Die klare Sprache der Zahlen

Ängstlichkeit bis zum Abwinken

6. Sündenbock Kampfhund

Was heisst eigentlich Kampfhund?

Sündenböcke braucht das Land

7. Medien und Politik

Fokus auf den Pitbull und Co.

Gedanken zur medialen Stigmatisierung des Pitbulls

Wie gross ist der Einfluss der Medien?

Getriebene des Zeitgeistes

8. Schlussgedanken

Bestellung/Details

Titel: "Das Pitbull-Syndrom"

Autor: Stefan Burkhart

160 Seiten

ISBN 978-3-8370-4580-2

Preis: EUR 11,00

Erhältlich im Buchhandel

Erhältlich im Online-Buchhandel

Autor

Stefan Burkhart wurde 1968 in Liestal bei Basel geboren. Nach Aufenthalten in Frankreich und Korea liess er sich zum Journalisten ausbilden. Heute arbeitet er in verschiedenen Domänen – journalistischer und nicht-journalistischer Art. Er hat zahlreiche Artikel über Hunde publiziert.

Leseprobe / Kapitel: Die klare Sprache der Zahlen

Um die Grössenverhältnisse gleich von Anfang an zu wahren, beginnen wir am besten mit einer Frage: Sie haben sich bestimmt schon verschluckt, oder? Unangenehm, klar. Aber hatten Sie beim Würgen und Husten nur schon einmal auch nur den Anflug eines Gefühls wie Todesangst erlitten? Natürlich nicht. Das wär's ja noch. Todesangst beim Verschlucken. Sie haben völlig Recht. Angst wäre vermessen. Gemäss "The Book of Risks" von Larry Laudan beträgt die Wahrscheinlichkeit, an einem Lebensmittel-Brocken zu ersticken, nur 1 zu 160'000.

Andere Frage: Hatten sie beim Aufstehen schon mal Furcht vor dem oft beschwerlichen ersten Schritt des Tages empfunden, dem Schritt über die Bettkante auf den Fussboden? Natürlich nicht. Klarer Fall. Und auch da haben Sie Recht. Denn gemäss Laudan beträgt die Wahrscheinlichkeit, bei einem Sturz aus dem Bett zu sterben, die sagenhafte Wenigkeit von 1 zu 2 Millionen.

Natürlich scheinen die Beispiele absurd. Aber genauso so absurd ist es, sich davor zu fürchten, von einem Hund tödlich gebissen zu werden. Genau genommen: Es ist noch viel absurder. Die Wahrscheinlichkeit, Opfer einer tödlichen Hundeattacke zu werden, beträgt nämlich rund 1 zu 75 Millionen. Der Tod durch einen Sturz aus dem Bett ist also 37,5 Mal wahrscheinlicher als der Tod durch einen Hundebiss. Schon allein diese Zahl genügt, um den Aberwitz der gegenwärtigen Kampfhunde-Hysterie zu erahnen.

Tödliche Beissunfälle sind also von extremster Seltenheit. Aussagekräftiges Zahlenmaterial für die Schweiz ist rar, was an sich schon ein Indiz dafür ist, dass es sich um ein absolut marginales Phänomen handeln muss. Schauen wir deshalb kurz in die USA. Dort gibt es pro Jahr 10 bis 20 Todesfälle infolge Hundebiss (gemäss The Humane Society of the United States). In Relation zur Bevölkerung von 300 Millionen kommt demnach ein einziger Todesfall auf jeweils 15 bis 30 Millionen Leute. Bricht man diese Zahlen auf die Bevölkerung der Schweiz von 7,5 Millionen herunter, so ergibt dies zwischen 0,5 und 0,25 Toten pro Jahr. Allerdings ist die Hundedichte in den USA höher. Es gibt dort mehr Hunde pro Anzahl Einwohner, woraus mit grosser Wahrscheinlichkeit mehr Unfälle resultieren.

Deshalb sind die amerikanischen Zahlen wohl zu hoch für die Schweiz. Die Organisation Lexcanis geht in einem Papier denn auch von weniger Todesfällen aus: Dort wird mit einem Toten alle 10 bis 15 Jahre in der Schweiz gerechnet. Das ergäbe 0,07 bzw. 0,1 Tote pro Jahr. Gut vergleichbar ist ferner Deutschland, das eine ähnliche Hundedichte und Besiedlungsstruktur aufweist wie die Schweiz. Dort rechnet man mit rund 1,5 Toten pro Jahr (gemäss Studie "Ökonomische Gesamtbetrachtung der Hundehaltung in Deutschland", S. 4). Deutschland hat eine Hundepopulation von ungefähr 5,3 Millionen. Bringt man die 1,5 Toten in Relation zur Schweizer Hundepopulation von 0,45 Millionen, so ergibt das 0,13 Tote pro Jahr für die Schweiz.

Wir sehen eins: Die Zahlen divergieren zwar ein bisschen. Aber sie sind sich völlig einig im wichtigsten Punkt: Dass nämlich das Risiko, Opfer einer tödlichen Hundeattacke zu werden, mikroskopisch klein ist. Nehmen wir deshalb den Schnitt folgender Zahlen: Lexcanis Höchstwert (0,1), Lexcanis Tiefstwert (0,07), Vergleich Deutschland (0,13). Das ergibt 0,1 Toter pro Jahr in der Schweiz. Und jetzt das grosse Rechnen: Geht man von 0,1 Toten pro Jahr in der Schweiz und einer Bevölkerung von 7,5 Millionen aus, dann ist die Wahrscheinlichkeit, im Verlaufe eines Jahres von einem Hund tödlich gebissen zu werden, somit 1 zu 75'000'000. Präziser gesagt: Es gibt in der Schweiz jährlich einen einzigen Toten auf eine (hypothetische) Masse von 75 Millionen Menschen. Um zu sterben, müsste man das riesengrosse, unglaubliche, kaum vorstellbare Pech haben, genau jener aller-aller-einzige unter der riesigen Masse von 75 Millionen zu sein, der von einem Hund tödlich attackiert wird.

Leseprobe / Kapitel: Fokus auf den Pitbull und Co.

Die Medien haben sich schon immer für Hundeeunfälle interessiert. Karen Delise schreibt in "The Pit Bull Placebo": "Schlimme Hundeeunfälle auf Menschen wurden schon immer in den Nachrichten gebracht, da sie auf beides, Interesse und Bestürzung, bei vielen Leuten zu stossen scheinen. Gebrechen, Krankheiten und Unfälle ohne Bezug zu Tieren verursachen täglich tausende Tote, von denen viele in den Medien nie erwähnt werden. Tödliche Hundeeunfälle jedoch haben die Aufmerksamkeit der Medien schon immer erlangt, trotz – oder vielleicht wegen – ihrer Seltenheit." (S. 1) Schlimme Hundeeunfälle scheinen also ein explosives mediales Gemisch zu ergeben, das aus zwei Zutaten besteht. Erstens: Sie sind sehr selten und schon deshalb gesetzte Themen in der Berichterstattung. Natürlich berichtet man nicht über den 100. Verkehrstoten im Jahr. Aber man berichtet über den ersten Vorfall mit einem Pitbull seit 10 Jahren.... sogar wenn er ohne Todesfolge bleibt und nur einen Kratzer verursacht. Zweitens: Schlimme Hundeeunfälle sprechen die Gefühle der Menschen an. Vielleicht ist es eine archetypische Angst vor der Wildnis, vor dem Unberechenbaren, Unbeeinflussbaren. Es ginge zu weit, das hier psychologisch zu analysieren. Beides zusammen – Seltenheit und Gefühl – scheinen Hundeeunfälle zu einem unwiderstehlichen Thema für die Medien zu machen. So stehen wir vor der absurden Situation, dass Hundeeunfälle in den Medien gerade deshalb so grosse Beachtung finden, weil sie im Vergleich zu anderen Gefahren so verschwindend unbedeutend sind. Es gilt die Formel: Weniger ist mehr. Oder: Je weniger ein Ereignis vorkommt, desto mehr stürzt sich das mediale Interesse darauf, wenn es denn einmal vorkommt.

Jünger in der Berichterstattung ist indessen der Fokus auf die Rasse der beteiligten Hunde. Tanja Große Liefert hat in ihrer Dissertation 465 Zeitungsartikel aus der Berliner Presse analysiert zum Themenkreis Beissunfälle und gefährliche Hunde. Unter anderem zählte sie die Nennung von spezifischen Rassen. Das Ergebnis erstaunt kaum: Der Pitbull wurde mit 55 Mal am meisten genannt. Zählt man dazu noch die Bezeichnungen "Pitbull-Kampfhund" (1 Nennung), "Pitbull-Mischling" (6 Nennungen), "Pitbull-Terrier" (6 Nennungen) und "American Staffordshire Terrier" (10 Nennungen), so kann man sagen: Pitbull und Verwandte wurden 78 Mal genannt. Schäferhund, Schäfer-ähnlicher Hund und Schäfer-Mischlinge wurden dagegen nur 20 Mal genannt. Ebenfalls 78 Mal erwähnt wurde der Begriff "Kampfhund". (S. 64) Was wir vermutet haben, schlägt sich hier in Zahlen nieder: Der Fokus liegt auf dem Begriff "Kampfhund", wobei der Pitbull als archetypischer Repräsentant davon am meisten genannt wird. Wie Große Liefert schreibt: "An erster Stelle bei den Rassennennungen steht der Pitbull mit deutlichem Abstand zu Dobermann und (American) Staffordshire Terrier, gefolgt von Schäferhund, Rottweiler und "Kampfhunden". Es wird deutlich, dass diese allgemein als "Kampfhunde" oder gefährliche Hunde bezeichnenden Rassen sehr viel häufiger Erwähnung finden, als es die offizielle Beissstatistik erwarten liesse." (S. 114)

Leseprobe / Kapitel: Getriebene des Zeitgeistes

In der Hundefrage ist das Verhalten der Politiker eher reaktiv als proaktiv. Andersrum: Sie reagieren auf Strömungen und Forderungen der Öffentlichkeit. Zumal nach tragischen Ereignissen nehmen sie die Thematik gerne auf, um Handlungsfähigkeit zu beweisen. Meist ist der Drang nach Verdichtung des ohnehin kaum mehr durchschaubaren Paragraphenschungels gross, Verbote und Vorschriften haben Konjunktur.

Wenden wir den Blick hin zu einem anderen Thema, um die universelle Gültigkeit eines solchen Mechanismus zu erkennen. In der Textsammlung "Prohibitions" wird die Wirksamkeit (oder vielmehr eben: Unwirksamkeit) von restriktiven Gesetzeswerken in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten untersucht. Ein Kapitel ist der Schusswaffenproblematik gewidmet.

Dabei zeigt der Autor eine eindruckliche Wechselwirkung von schlimmen Ereignissen mit Feuerwaffen und der Einführung strenger Waffengesetze auf. Restriktive Waffengesetze bis hin zu Verboten sind oft die unmittelbare, reflexhafte Reaktion der Politik auf schlimme Einzelfälle, seien es Unfälle oder Verbrechen mit Feuerwaffen, die eine grosse öffentliche Resonanz fanden.

In keinem der untersuchten Länder führten die Verbote jedoch zum angestrebten Resultat, nämlich der nachhaltigen Reduktion von Verbrechen. Ganz im Gegenteil: In England stieg die Zahl der Gewaltverbrechen und Morde nach der Einführung eines restriktiven Waffengesetzes in den 90er Jahren an, während in den USA, die mehrheitlich einem liberalen Ansatz treu blieben, die Kriminalität stetig zurück ging. Wir können daraus eine Regelmässigkeit ableiten, die auch bei schweren Unfällen mit Hunden prototypisch zu beobachten ist: Ein schlimmer Einzelfall löst restriktive Massnahmen aus, deren Wirksamkeit alles andere als sicher ist.

Genau so war es nach dem tragischen Unfall von Oberglatt. Bereits ungefähr zwei Wochen nach der fatalen Attacke der Pitbulls lag ein parlamentarischer Vorstoss (Motion) auf dem Tisch. Darin ist von einem Verbot von Hunden mit einem erheblichen Gefahrenpotential für Menschen die Rede. Eine Gruppe von Experten hat zum Vorstoss Stellung genommen. In ihrem Papier vom 18. Januar 2006 (das Papier bezieht sich auf eine Pressekonferenz, wobei sich u.a. die französische Vereinigung "Zoopsy" und die Schweizerische Tierärztliche Vereinigung für Verhaltensmedizin [STVV] als Organisatoren ausweisen) nehmen sie eine Bestandesaufnahme der politischen Befindlichkeit vor, die sehr spannend ist: "Verschiedene Mitglieder des Parlaments haben zum Ausdruck gebracht, dass sie erwarten, dass das "erhebliche Gefahrenpotential" in einer Rasseliste definiert wird." Gleich anschliessend heisst es: "Gemäss BVET [Bundesamt für Veterinärwesen] ist der Druck Richtung rassespezifischer Massnahmen, insbesondere Richtung Verbot sehr gross. Es muss jedoch festgehalten werden, dass es auch in der Politik andere Stimmen gibt."

Wenn nicht alles täuscht, so lässt sich sagen: Sicher nicht unisono, aber eine gewisse Präferenz für Rasseverbote hat die Politik gezeigt. Kaum erstaunlicherweise lancierte die Zeitung "Blick" kurz nach dem Unfall in Oberglatt eine Petition, die ein Verbot von Pitbulls forderte und die von vielen Politikern unterschrieben wurde. Am 7. Dezember 2005, keine Woche nachdem der kleine Süleyman in Oberglatt durch die Pitbulls getötet worden war, reichte der damalige Nationalrat Pierre Kohler eine Parlamentarische Initiative ein, die ebenfalls ein Pitbull-Verbot forderte. Wir sehen schnell: Die Politik hat im Fall von Oberglatt prompt reagiert, reaktiv eben, wie gesagt, und Verbote hatten durchaus Konjunktur.

Besonders stossend ist der oft erkennbare reine Alibicharakter solcher Massnahmen, die im Gefolge schlimmer Einzelfälle kopflos eingeführt werden. Mit den bestehenden gesetzlichen Grundlagen hätten genau solche Einzelfälle verhindert werden können oder sogar verhindert werden müssen. Auf diesen Umstand verweist die Ethologin Dorit Feddersen-Petersen in einem Gutachten aus dem Jahre 2000 (betreffend die Hamburger Verordnung zum Schutz vor gefährlichen Hunden und über das Halten von Hunden). Darin steht mit Bezug auf die tödliche Attacke von Pitbulls auf den Jungen Volkan: "Dass es Probleme soziologischer Art im Umgang mit Hunden gibt (wie der schreckliche Tod des Jungen Volkan belegte), ist bekannt, ebenso wie das zögerliche bis fehlende Vorgehen der Behörden. Dieser Tod wäre unter Ausschöpfung der vorhandenen Gesetze (...) vermeidbar gewesen." (S. 2)